

Philippe Wampfler

Was wir von Google Books über die Zukunft der Hochschulen lernen können

Dieser Essay kombiniert eine historisch geprägte Beobachtung mit einer Kritik historischer Beobachtungen. Deshalb arbeitet er zwei Beispiele aus, die für sich jeweils aufschlussreich für die aktuelle Diskussion über die Schul- und Hochschulentwicklung unter den Bedingungen der Digitalisierung sind. Sie sollen das prognostische Denken an historische Erfahrungen zurückbinden, dabei aber auch davor warnen, den Blick aus der Gegenwart in die Vergangenheit als zentralen Maßstab für die Beurteilung von Zukunftsszenarien zu verwenden.

Wie ist das zu verstehen? In der Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern werden verschiedene Reflexionsformen eingesetzt, um die Schulbiografie der angehenden Lehrkräfte darzustellen. Lasse ich Studierende in meinem Seminar darüber nachdenken, was ihre prägenden Erfahrungen im Deutschunterricht waren, dann hat das paradoxe Effekte: Einerseits orientieren sich die Studierenden an ihren eigenen Erfahrungen, wenn sie sich auf den Lehrberuf vorbereiten, andererseits erscheinen diese Erfahrungen als kontingent, weil sie mit den Erfahrungen anderer verglichen werden. Die Erinnerung schafft Anreize, den als Schülerin oder Schüler erlebten Unterricht als Lehrkraft zu reproduzieren, gleichzeitig macht sie diese oft unbewusste Orientierung an der eigenen Lern- und Schulbiografie reflexiv verfügbar und dadurch veränderbar. Die Übung suggeriert, die Schulerfahrung sei auch Jahre später noch direkt erinnerbar. Eingebettet in ein Seminar-Setting verdeutlicht sie aber, dass hier nicht Schülerinnen und Schüler über Unterricht diskutieren, sondern Lehramtsstudierende mit ihrer Expertise erinnerte Unterrichtserlebnisse analysieren.

Diese doppelte Form der Rückschau soll hier exemplarisch in Bezug auf den Medienwandel übertragen werden, indem historische Entwicklungen auf eine Art und Weise nachgezeichnet werden, die sie als provisorischen Orientierungspunkt für Entwicklungen erscheinen lassen. Dabei schwingt das Bewusstsein mit, dass es zwar „Standardsituationen der Technologiekritik“ gibt, wie das Kathrin Passig genannt hat – aber keine Standardmuster der Entwicklung von Institutionen unter veränderten medialen Bedingungen.

1 – Der Blick zurück

Mündliche und schriftliche Prüfungen

Ich unterrichte an einer Handelsschule mit langer Tradition. Im Moment diskutieren wir Lehrerinnen und Lehrer basisdemokratisch darüber, wie und ob die Schule ‚bring your own device‘ einführen soll: Die Schülerinnen und Schüler müssten künftig private Rechner oder Tablets in die Schule mitbringen, die dann im Unterricht umfassend genutzt werden sollten. Im Fokus der Diskussionen stehen insbesondere die organisatorischen und didaktischen Konsequenzen dieser Entwicklung.

Ein zentrales Problem stellen in den Gesprächen über die Neuerung die Prüfungsmodalitäten dar: Wird der Unterricht mit digitalen Endgeräten und Netzzugang bestritten, so erscheint es als konsequent, auch Prüfungen unter diesen Bedingungen durchzuführen. Gesetzliche Vorgaben, institutionelle Gepflogenheiten und Erwartungen von Lernenden wie auch von ihren Eltern geben hingegen vor, dass an einer Prüfung die individuelle Leistung einer Schülerin oder eines Schülers gemessen und mit denen anderer verglichen werden muss. Jede sinnvolle Form von Netzzugang erlaubt aber Kommunikation. Es kann nicht sichergestellt werden, dass die Geprüften ihre Ergebnisse ohne Hilfe erarbeitet haben.

Daraus ergibt sich ein Dilemma: Entweder müssen Schülerinnen und Schüler für Prüfungen auf die im Unterricht eingesetzten medial gestützten Arbeitsformen verzichten, oder die heutigen Prüfungsmodalitäten verhindern die Einführung von Methoden, die in Berufen und Ausbildungsgängen, auf welche die Schule die Lernenden vorbereiten, selbstverständlich sind.

Das Dilemma und die anstehende Veränderung der Unterrichtskultur führen zu heftigen Auseinandersetzungen. Diese hat ein Geschichtslehrer, der lange auch das Schularchiv betreut hat, kürzlich vor dem Kollegium mit dem Hinweis kommentiert, gegen Ende des 19. Jahrhunderts sei an der Schule intensiv diskutiert worden, ob schriftliche Prüfungen sinnvoll seien. Schriftliche Prüfungen stellten damals eine Neuerung dar: Etabliert waren bis dahin mündliche Prüfungen. Die erfahrenen Lehrer hätten sich damals über jüngere Kollegen lustig gemacht, die schriftlich prüfen wollten. Ihrer Ansicht nach prüfe ein souveräner Lehrer mündlich. Schriftliche Prüfungen seien ein Zeichen von Unsicherheit und würden Ärger verursachen, weil Antworten und Bewertung im Nachhinein verglichen werden könnten.

Der Geschichtslehrer, der diese historische Parallele vortrug, musste nicht ausführen, welches Argument damit verbunden war: Genauso wie sich schriftliche Prüfungen durchgesetzt haben, wird die Benutzung digitaler Endgeräte bei Prüfungen zu einer Selbstverständlichkeit werden. Erscheint es aus heutiger Perspektive kurios, dass es jemals eine Diskussion darüber geben konnte, ob schriftliche Prüfungen ein legitimes Format darstellten, so dürften sich in hundert Jahren Lehrerinnen und Lehrer darüber wundern, wie umstritten Fragen der digitalen Transformation heute sind.

Historisches Cherry Picking

Betrachtet man das historische Argument kritisch, dann kann man leicht zugestehen, dass der Kollege recht haben könnte: Es ist durchaus denkbar, dass die Protokolle der heute geführten Diskussionen in Zukunft lächerlich erscheinen könnten. Nur: Wahrscheinlich lassen sich in den Archiven auch Diskussionen über Vorschläge finden, die sich nicht durchgesetzt haben. Bei diesen Aushandlungsprozessen erschiene dann die Seite der konservativen Lehrkräfte vernünftig, weil sie konform mit den heute gängigen Praktiken an Schulen ist.

Pointiert gesagt handelt es sich beim Rückgriff auf die Geschichte der Schule um *Cherry Picking*: Es wird eine Diskussion ausgewählt, die Bedenken delegitimiert, weil sie sich im Rückblick als unberechtigt erwiesen haben. Würde man anders auswählen, ergäben sich eher Reibungen als Parallelen. Die Verschiebung von primär mündlicher Kommunikation an einer Handelsschule zu schriftlicher darf in einer sauberen Argumentation nicht mit den Effekten der digitalen Transformation gleichgesetzt werden.

Die Geschichte des Medienwandels wiederholt sich nicht so einfach, wie das im Rückblick erscheinen könnte. Wir können zwar die Lesesucht-Debatte aus dem 18. Jahrhundert heranziehen, um die Vermutung zu unterfüttern, dass die Befürchtungen in Bezug auf Game- und Netzsucht verebben werden, sobald der Leitmedienwechsel vollzogen ist. Ähnliche Belege liefern auch Texte, mit denen die Einführung von Kinos zu Beginn des 20. Jahrhunderts oder die Verbreitung des Fernsehens nach dem Zweiten Weltkrieg begleitet wurden. Aber daraus ergeben sich keine Argumente, keine Analyse der entsprechenden Krankheitsbilder und Problemlagen. Sinnvoller wäre es, wie das etwa Martin Lindner getan hat, die aktuellen Studien und den Sucht-Diskurs kritisch zu prüfen (vgl. Lindner 2019). Lindner kann zeigen, dass Konzepte von stoffungebundenen Abhängigkeiten generell umstritten sind, der Suchtbegriff an sich

als „wissenschaftlich überholt“ gelten muss, „weil er suggestiv ist und nicht sauber von der Alltagssprache zu trennen ist“ (ebd., S. 205). Der Suchtdiskurs begleitet Medienwandel in der Kulturgeschichte des Menschen. Lehrerkollegien führen teilweise unberechtigte Diskussionen. Das alles stimmt und ist historisch interessant – aber daraus lassen sich weder seriöse Prognosen noch brauchbare Argumente ableiten.

Mag sein, dass Prüfungsformate mit Netzzugriff bald selbstverständlich sein werden oder Lernmanagementsysteme die Lernfortschritte so kleinteilig vermessen, dass Prüfungen obsolet werden (oder der beste Fall: dass Lernende in digitalen Portfolios Kompetenzen nachweisen und deshalb nicht mehr geprüft werden müssen). Ausgewählte historische Anekdoten sind aufschlussreich. Sie sind aber nur im Rahmen genauerer Analysen und Argumentationen eine Basis für allgemeine Schlüsse, konkrete Prognosen oder Lösungsansätze zu aktuellen Problemen. Gerade im digitalen Diskurs werden historische Episoden oder Entwicklungen benutzt, um eine Gegenseite lächerlich darstellen zu lassen. Solche Verkürzungen sind bei offenen und wirksamen Diskussionen über die Entwicklung von Schulen und Hochschulen zu vermeiden, weil sie den Blick auf wesentliche Fragen verstellen und versuchen Sachzwänge herzustellen, die es so nicht gibt.

Wird im nächsten Abschnitt also ein historischer Verlauf beschrieben, so lässt sich aufgrund der bereits vorgelegten Überlegungen ein *Caveat* formulieren: Verallgemeinerungen oder präzise Voraussagen dürfen daraus nicht abgeleitet werden.

2 – Google Books

Die Idee hinter Google Books

Als Larry Page 1996 als Student den sogenannten ‚Crawler‘ entwickelte, aus dem die Suchmaschine Google hervorging, dachte er daran, die Technologie für „a single, integrated and universal digital library“ zu entwickeln (zitiert in Somers 2017). Die Vision einer durchsuchbaren Netz-Bibliothek, die alle verfügbaren Bücher enthält und sie für alle Menschen zugänglich macht, war ab 2004 reif für die Umsetzung. Bis 2015 scannte Google in Zusammenarbeit mit Bibliotheken rund 25 Millionen Bücher, 2010 schätzte ein beteiligter Software-Ingenieur, es gebe weltweit 130 Millionen verschiedene Bücher (Taycher 2010). Seither ist beim Projekt ein Stillstand eingetreten. *Google Books* ist heute ein Steinbruch: Bestimmte Segmente der weltweiten Buchbestände sind

in guter Qualität abrufbar, weitere nur in Auszügen und viele mehr sind gar nicht zugänglich. Weshalb ist das Projekt gescheitert?

Der Widerstand gegen die Vision

Im März 2009 initiierte der Heidelberger Literaturwissenschaftler Roland Reuß den *Heidelberger Appell*. Dieser reagierte auf das sogenannte *Google Book Settlement*, einen Vergleichsvorschlag, der Google ermöglicht hätte, Bücher auch gegen den Willen von Autorinnen und Autoren zu veröffentlichen. Der *Heidelberger Appell* wurde von Verlagen, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie Autorinnen und Autoren gestützt. Er steht für den Widerstand gegen das Projekt von Google und für das Bestehen auf europäischen Normen des Urheberrechts ein.

Die Motive hinter dem Widerstand gegen das Google-Books-Projekt sind komplex. Grundsätzliche Skepsis gegenüber den digitalen Transformationen und den großen Digitalunternehmen mischt sich mit fehlendem Verständnis für die Vision hinter dem Projekt und dem Bestreben, zentrale Aufgaben des Bibliothekswesens nicht an ein privates Unternehmen zu übertragen.

Der Widerstand hat das Projekt für Google schwieriger gemacht. Seit 2012 hat das Unternehmen die Scan-Geschwindigkeit gesenkt, seit 2017 das Projekt fast gänzlich eingestellt. Zwar sind gescannte Bücher weiterhin über *Google Books* verfügbar, die Vision einer universalen digitalen Bibliothek hat aber an Bedeutung verloren, obwohl der Projektverlauf gezeigt hat, dass sie technisch wie rechtlich wohl umsetzbar wäre. Ein Grund für die Schwierigkeiten dürfte auch sein, dass sich Bibliotheken gewandelt haben: In allen Bibliotheken stehen heute Buchscanner, mit denen Texte digitalisiert und Leserinnen und Lesern angeboten werden.

Bücher digitalisieren

Bücher sind keine digitalen Texte. Was im Netz publiziert wird, lässt sich nicht gleichwertig ausdrucken, was gedruckt vorliegt, nicht gleichwertig digitalisieren. Das ist eine triviale Einsicht, die aber auch eine weitere Erklärung dafür bereithält, weshalb *Google Books* kein Leuchtturmprojekt ist, sondern ein Steinbruch: Funktionierende digitale Ressourcen wie das *Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache DWDS* sind so konzipiert, dass sie als digitale Texte interaktiv funktionieren. Das tun digitalisierte Bücher nicht. Aus ihnen entstehen, wie Hanna Engelmeier (2017) gezeigt hat, neue Texte, die dann aber neben digitalen Ausgaben stehen. Anders formuliert: Neuerscheinungen werden heute als E-Book publiziert, also als digitale Texte, die für die entsprechenden Lesegeräte

optimiert sind und Such- bzw. Interaktionsmöglichkeiten anbieten, und als gedruckte Bücher. Das gescannte gedruckte Buch ist nun eine Zwischenlösung, das nur für ganz spezifische Formen der Lektüre hilfreich ist (ein wissenschaftliches Buch konsultieren, nachdem die Bibliothek geschlossen hat; auf historische Quellen zugreifen; Seitenzahlen für E-Books nachschlagen).

Google Books ist also für Menschen interessant, die sich zwischen den beiden medialen Paradigmen befinden, deren Übergang die digitale Transformation darstellt. Das Scheitern des Projekts kann mit dem Vollzug dieses Übergangs erklärt werden: Ist das Netz Leitmedium, verlieren gescannte Bücher an Bedeutung.

Open Access als Wiederholung der Debatte

In Bezug auf wissenschaftliche Arbeiten wurden die Argumente rund um den *Heidelberger Appell* von neuem in Stellung gebracht: Gegen das Bestreben, wissenschaftliche Publikation allgemein kostenfrei zugänglich zu machen. Getragen wird der Widerstand gegen *Open Access* von Akteuren aus dem Wissenschaftsbetrieb und auch von Verlagen. Zwar setzt sich die Open-Access-Idee langsam durch, besonders bei der Vergabe von Fördermitteln. Der kontroverse Umgang damit zeigt aber deutlich, dass die technische Möglichkeit, Texte digital verfügbar zu machen, nicht konsequent umgesetzt wird und umstritten ist. (Die Akzeptanz von Open-Access hängt jedoch stark von den medialen Gewohnheiten und Gepflogenheiten der Fachrichtungen ab: Er ist dort am stärksten, wo der Buchkultur der größte Wert beigemessen wird.)

Die Buchkultur, so die Konsequenz aus dieser Überlegung, und die mit ihr verbundenen Gatekeeper-Funktionen sind gesellschaftlich so tief verankert, dass alleine die technische Möglichkeit einer Aufhebung von Beschränkungen nicht ausreicht, damit idealistische und technische Visionen umgesetzt werden können.

3 – Was bedeutet das für Hochschulen?

Philipp Riederle, der schon als Teenager als Keynote Speaker und Autor über die Auswirkungen digitaler Technologie nachgedacht hat, beschreibt in einem Artikel, wie er sich als potentieller Student die Universität der Zukunft vorstellt:

„Wieso stellen denn nicht die Top-5-Lehrenden ihres Fachgebiets ihre erstklassigen Vorlesungen landesweit zur Verfügung – und alle lernen von ihnen? Oder noch besser: Sie produzieren extra entwickelte Online-Vorlesungen, die sich dann für die große Hörschaft lohnen. [...] Ich stelle mir das so vor: Als Student melde ich mich bei einer beliebigen Universität an, ohne mich auf einen Studiengang festzulegen. Mit meinen Zugangsdaten logge ich mich auf einer zentralen Plattform ein, wo mir das gesamte Lehrangebot aller Universitäten zur Verfügung steht. Kenne ich bereits meine Interessen, stelle ich zielgerichtet meine Veranstaltungen selbst zusammen. Falls nicht, gibt es beispielhafte Playlists (was Ihr ehemals Studiengänge nanntet) oder Vorschläge vom System: „Basierend auf deinem bisherigen Verlauf könnten dich folgende Veranstaltungen interessieren ...“ Dabei behalte ich vollkommene Freiheit über die Gestaltung meines Studiums. Jeder Studierende kann sich individuell an den eigenen Lernbedürfnissen und Zielsetzungen orientieren.“ (Riederle 2019)

Riederle orientiert sich hier an ähnlichen Vorstellungen, die hinter *Google Books* oder *Open Access* stehen: Bestehende Lehrformen werden digital verfügbar gemacht und in eine einheitliche Form gebracht.

Die Argumentation dieses Essays lässt nun zwei unterschiedliche Schlüsse in Bezug auf diese Forderung zu: Diese Vision einer Universität für eine digitalisierte Gesellschaft wird erstens scheitern, weil Lehr- und Lernformen jenseits von *Youtube*-Vorlesungen entstehen. Bereits heute sind Playlists von wissenschaftlichen Vorträgen keine Netz-Inhalte, auf die intensiv zugegriffen wird: Die Playlist mit allen Vorträgen von der Tagung „Was ist Digitalität?“ an der LMU in München vom Juni 2019 enthält zwei Monate nach der Tagung beispielsweise kein Video, das mehr als 500 Views aufweist. Zweitens lassen sich aus der Geschichte digitaler Medien und sozialer Interaktion keine Prognosen ableiten. Wer eine Geschichte erzählen will, in der aus Online-Videos die Hochschulen der Zukunft entstehen, wird dafür in der Mediengeschichte viele Hinweise finden. Wer zeigen will, dass das nicht klappen kann, kann auf die Analogie zu *Google Books* verweisen. Diese Argumentation führt aber ins Leere, da alle vergangenen Entwicklungen aus heutiger Sicht zwingend so verlaufen mussten, als zukünftige hingegen kontingent sind.

Interpretiert man die Geschichte von *Google Books* im Kontext der Entwicklung der Hochschulen, so lassen sich folgende Vermutungen daraus ableiten:

Visionen sind weniger stark als Systeme.

Die Vorstellung einer offenen Hochschule, die Lernen demokratisiert und ohne Zulassungen und formelle Abschlüsse Bildung für breite Be-

völkerungsschichten anbietet, zeichnet einen Weg vor, auf dem eine Entwicklung verlaufen könnte. Durchsetzen kann sie sich aber nur, wenn sie ins System der Hochschulen integriert werden kann.

Entwicklungsprozesse/Fortschrittsprojekte können am Widerstand von Schlüsselfiguren und -institutionen zerbrechen.

Digitale Transformation muss fertig gedacht werden: Eine Digitalisierung vor-digitaler Strukturen ist kein Angebot, das in einer Netzkultur bestehen kann. Wenn also Hochschulen viel Energie darauf verwenden, klassische Seminare und Verwaltungsaufgaben in Lernmanagement-Systemen abzubilden, investieren sie damit nicht in die Zukunft, sondern in eine Übergangslösung, die entweder Steinbruch bleibt oder bald zu solch einem wird.

Private Unternehmen können gute Lösungen entwickeln und in kurzer Zeit viele Ressourcen in ein Projekt investieren. Sie übernehmen aber primär ökonomische, nicht gesellschaftliche Verantwortung und sind deshalb keine verlässlichen Partner für gesellschaftlich bedeutsame Institutionen.

Digitale Standards können dort disruptiv wirken, wo wenig Vertrauen vorhanden ist, die Usability massiv verbessert werden kann oder der Preis drastisch sinkt. Klassisches Beispiel ist etwa *Uber*: Die Taxi-Software verbessert auf einen Schlag für Kundinnen und Kunden wie auch für Fahrerinnen und Fahrer die Benutzerfreundlichkeit. Mit einem Auto mitfahren und Passagiere in einem Auto befördern wird durch *Uber* viel einfacher, aber auch sicherer: *Uber* garantiert auf beide Seiten eine bestimmte Qualität und einen festgelegten Ablauf. Dazu subventioniert das Unternehmen mit Investitionen die Fahrten, so dass die Preise deutlich unter denen etablierter Taxis liegen.

Google Books hat in einem Segment operiert, wo Preise kaum eine Rolle spielen, weil entsprechende Bücher in Bibliotheken ausgeliehen oder gelesen werden. Dort besteht auch ein Vertrauensverhältnis zu den Angestellten, die oft auch beratend wirken. Die Usability eines gescannten Buches dürfte in einigen Aspekten deutlich besser sein (Suchfunktion), in anderen aber auch massiv schlechter (lange Ladezeiten bei großen Scans, Abhängigkeit von einem digitalen Endgerät, fehlende Haptik des Buches).

Werfen wir, ausgehend von diesen Vermutungen, einen Blick auf die digitale Transformation der Hochschulen, so zeichnet sich eine Einsicht ab: Die Entwicklung wird – so die naheliegende Vermutung – von

Faktoren bestimmt sein, die das System schon heute prägen. Nachhaltig werden Innovationen sein, die vom Netz als Leitmedium ausgehen und nicht die Universität des 20. Jahrhunderts halbherzig digitalisieren.

Eine Disruption und damit eine massive Verschiebung der Deutungshoheit der Hochschule ist dann zu befürchten, wenn eine digitale Alternative gleichzeitig Kosten senken, die Usability verbessern und Vertrauen herstellen kann. Die von Riederle skizzierte *Youtube*-Universität gibt es heute schon im Netz. Sie kann aber lediglich die Kosten senken. In Bezug auf Benutzerfreundlichkeit und Vertrauen lässt sie sich nicht mit einem Studium an einer Hochschule vergleichen.

Referenzen

- Engelmeier, Hanna: Was ist die Literatur in „Digitale Literatur“? In: *Merkur* 71/823 (2017), S. 31–45.
- Lindner, Martin: Sucht, Demenz und schlechte Noten: Wie gefährlich sind „internetbezogene Störungen“? In: Martin Lindner, Axel Krommer, Dejan Mihajlović et al. (Hg.): *Routenplaner #digitaleBildung*. Hamburg 2019, S. 203–212, Online: <https://routenplaner-digitale-bildung.de/> [abgerufen: 11. September 2019].
- Riederle, Philipp: „Liebe Hochschulen...“. In: *DUZ* 4 (2019), Online: <https://www.duz.de/beitrag/!/id/591/liebe-hochschulen-es-gibt-da-einige-dinge-die-muesst-ihr-uns-mal-erklaeren> [abgerufen: 11. September 2019].
- Somers, James: Torching the Modern-Day Library of Alexandria. In: *The Atlantic* (20. April 2017), Online: <https://www.theatlantic.com/technology/archive/2017/04/the-tragedy-of-google-books/523320/> [abgerufen: 11. September 2019].
- Taycher, Leonid: Books of the world, stand up and be counted. All 129,864,880 of you. In: *Google Books Search. Blog* (5. August 2010), Online: <https://booksearch.blogspot.com/2010/08/books-of-world-stand-up-and-be-counted.html> [abgerufen: 11. September 2019].



